



Asien und der Zweite Weltkrieg. Gedanken zur »anderen« Seite eines globalen Krieges

JÜRGEN G. NAGEL
juergen.nagel@fernuni-hagen.de

Eine langfristige Perspektive

Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Asien kann so erzählt werden, dass Japan als enger Verbündeter des Dritten Reichs gezeichnet wird, der in ideologischem Austausch mit dem Nationalsozialismus stand (Pekar 2008), ja sogar ein ähnlich strukturiertes Staatswesen aufwies (Gann 1996; Krämer 2005), auch wenn letztlich nur von einer oberflächlichen faschistischen Ausrichtung, von einem »Faschismus als Mimikry« gesprochen werden kann (Zöllner 2006: 374-6). Dementsprechend kann der Krieg in Asien als ein integraler Bestandteil eines umfassenden Kriegsgeschehens dargestellt werden, wie er sich noch immer in den meisten Fernsehdokumentationen und Schulbücher wiederfindet. Dieses Narrativ scheint zu funktionieren und wirkt auch auf den ersten Blick ungeheuer global. Bei näherem Hinsehen entpuppt es sich jedoch als eine Version, die allzu sehr aus der Perspektive einer europäischen Kriegserzählung konstruiert wird. Denn eigentlich haben die beiden Seiten des Zweiten Weltkriegs strukturell ziemlich wenig miteinander gemein.

Während in Europa, plakativ ausgedrückt, Nationalsozialismus und Faschismus gegen den Rest der Welt kämpften, erlebte Asien den finalen Kulminationspunkt des Kolonialzeitalters. In Deutschland erscheint der Zweite Weltkrieg aufgrund der Verbrechen des Naziregimes als ein absolut singuläres historisches Phänomen, wozu neben Shoah, Rassismus und Terrorherrschaft auch der Angriffskrieg gehörte, mit all seinen verheerenden Nachwirkungen. Für Europa war der Krieg ebenfalls singulär, wurde der Kontinent doch noch nie zuvor dermaßen konsequent in Schutt und Asche gelegt. In Asien hingegen wird der Krieg zumeist ganz anders gesehen. Insbesondere in Süd- und Südostasien war er konsequenter Bestandteil einer längerfristigen Entwicklung, die aus den Tiefen der Kolonialzeit kam – mit der pikanten Note,



dass mit Japan ausgerechnet die einzige asiatische Kolonialmacht der modernen Geschichte eine Führungsrolle übernahm.

Die moderne asiatische Kolonialgeschichte erlebte Anfang des 19. Jahrhunderts ihre erste Zäsur. Während Napoleon um die Wende des 18. Jahrhunderts die politische Landschaft Europas durcheinanderwirbelte, was in nicht geringem Maße auch Auswirkung auf das Machtgefüge in Süd- und Südost-Asien hatte, verloren die zuvor prägenden Ostindienkompanien endgültig ihre Bedeutung, wenn sie nicht längst zahlungsunfähig waren. Es folgte eine erste Phase des modernen Kolonialismus, die insbesondere von der Expansion dreier europäischer Kolonialmächte geprägt wurde: Großbritannien auf dem indischen Subkontinent und im malaiisch-burmesischen Südostasien, die Niederlande im maritimen Südostasien und Frankreich in Indochina. Spanien war als Kolonialmacht auf den Philippinen zwar noch präsent, wurde aber zunehmend marginalisiert und schließlich von den USA abgelöst. Damit begann Ende des 19. Jahrhunderts eine zweite Epoche, die sich durch den Auftritt zweier neuer Kolonialmächte auszeichnete: Neben den USA war auch Japan, nun als „Nachzügler“, ja sogar als „Nachahmer“ diesem „imperialen Club“ beigetreten.

Die Rede ist also von einer kolonialen Epoche, die von den 1810er bis zu den 1960er Jahren reichte. Der Zweite Weltkrieg ist in dieser Epoche recht weit am Ende positioniert, aber nicht der unmittelbare Schlusspunkt. Mancherorts in Südostasien fand er eine nahtlose Fortsetzung in teils langwierigen Unabhängigkeitskriegen; auf dem indischen Subkontinent kam es trotz schneller Unabhängigkeit zu teils blutigen inneren Auseinandersetzungen. Aus einer solch langfristigen Perspektive betrachtet löst sich der Zweite Weltkrieg beinahe in einer längeren kolonialen Geschichte auf. Hatte er also in Asien überhaupt eine herausgehobene Bedeutung? Stellte sein Ende hier überhaupt eine markante Zäsur dar? Zwei Fragen, die bei aller berechtigten Relativierung und Einordnung in übergreifende, den europäischen Sehgewohnheiten nicht entsprechende Entwicklungen noch immer mit „Ja“ zu beantworten sind. Das Ende des Krieges war zweifelsohne ein gewaltiger Schlag, dessen Donner allerdings je nach Standort mit einiger Verzögerung wahrgenommen wurde. Im Prinzip fand der Kolonialismus in Asien mit dem Zweiten Weltkrieg sein Ende. Es war kein Ende „Knall auf Fall“, aber es sollte sich zeigen, dass die Kolonien danach weder politisch noch militärisch, geschweige denn moralisch zu halten waren.



Die jüngste, nur kurzfristig aufstrebende Kolonialmacht Japan war schlagartig bedeutungslos geworden. Großbritannien kam angeschlagen aus dem Weltkrieg und hatte letztendlich nur noch das Ziel, das asiatische Kolonialreich abzuwickeln. Zuvor hatte sich die Mehrheit in der politischen Debatte Großbritanniens von einer Priorität für die Verteidigung all dessen, das sich im Empire noch verteidigen ließ, hin zu einer Sicherung britischer Interessen im postkolonialen Kontext verschoben (Füredi 1994: 264). Die Niederlande waren eigentlich schon durch Japan verdrängt worden und versuchten nun ein Comeback, doch war ihre Situation noch schwächer als die britische. Frankreich erwies sich als zähester Vertreter des alten Regimes, blieb am Ende jedoch ebenfalls chancenlos. Die USA schließlich waren weitaus weniger geschwächt. Sie führten eine schon bestehende und von Japan unterbrochene Dekolonisationspolitik fort, waren insofern ein Sonderfall. Die Rückkehr der USA in den asiatischen Machtpoker nach dem definitiven Ende des französischen Kolonialreichs in Indochina markiert bereits den Überschneidungsbereich des alten kolonialen Regimes mit dem neuen Regime des Kalten Kriegs. Damit ging eine Epoche zu Ende, deren Kulminationspunkt der Zweite Weltkrieg darstellte.

Dieser war in der asiatischen Geschichte nicht nur als Zäsur, die teilweise sogar erst mit Verzögerung wirkte, von Bedeutung. Vielmehr ist vor allem seine Katalysatorwirkung für Prozesse, die in ein neues Zeitalter, ein neues internationales Regime führten, hervorzuheben. Diese Katalysatorwirkung trat allerdings anders ein, als manche Protagonisten ursprünglich angenommen hatten. Denn sie hatte nicht zuletzt mit enttäuschten Hoffnungen zu tun, die sich auf Japan und auf die europäischen Achsenmächte bezogen.

Japan und die enttäuschten Hoffnungen Südostasiens

Während der Meiji-Restauration reformierte – oder „modernisierte“ – Japan nicht nur seine Verfassung, sein Rechtswesen, seine Wirtschaft oder sein Bildungssystem, sondern erwies sich auch in Sachen Imperialismus und Kolonialismus als ausgesprochen lernfähig. Im Streben nach völliger internationaler Gleichstellung wurde Japan nach den USA der zweite nicht-europäische Staat im Konzert der Imperialmächte, und der erste aus einem anderen Kulturkreis. Am Anfang der territorialen Expansion standen die Kriege gegen China (1894-95) und Russland (1904-05). Nach dem ersten Sieg über die kontinentale Vormacht China wurde Taiwan ab 1895 kolonisiert. Spätestens mit der Intervention der acht Mächte in China anlässlich des sogenannten



Boxeraufstands 1900-01 wurde Japan endgültig als gleichberechtigtes Mitglied im Club der Imperialisten anerkannt. Immerhin stellte das Kaiserreich mit 21.000 Mann das größte Kontingent von insgesamt 55.000 Soldaten. Von nun an dauerte es nicht mehr lange, bis mit Korea die zweite Kolonie unter japanische Kontrolle kam. 1905 noch als Protektorat vereinnahmt, wurde Korea seit 1910 unter dem Namen Chōsen vollständig annektiert (Biontino 2011: 622-30). Als Interessensphäre hatte sich Japan die Halbinsel bereits während der vorangegangenen Kriege gesichert. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs übernahm Japan vorübergehend die deutschen Besitzungen in Shandong, und 1922 ergänzte schließlich das Völkerbundmandat über die bis dahin deutschen Kolonien in Mikronesien, die ebenfalls während des Ersten Weltkriegs von Japan besetzt worden waren, den kolonialen Besitz.

Japan erwies sich als gelehriger Schüler des westlichen Kolonialismus. Die Argumentation für eine Kolonialexpansion, die in Japan mehrheitsfähig war, klingt sehr vertraut: Sie betonte die Notwendigkeit von Raum in Übersee angesichts der eigenen Überbevölkerung, sah vor allem in China einen entscheidenden Absatzmarkt und in Südostasien unverzichtbare Quellen für Rohstoffe (Zöllner 2006: 288). In der Praxis spiegelte sich gesamte Widersprüchlichkeit des westlichen Kolonialismus in seinem östlichen Gegenpart: Einerseits spielte die Vorstellung einer Zivilisierungsmission (Heé 2012: 29-39) oder auch eines „Entwicklungskolonialismus“ (Begriff z.B. bei Zöllner 2006: 309; Büschel 2010: 4)¹ ebenso eine Rolle wie der Begriff des „wissenschaftlichen Kolonialismus“ (Peattie 1984: 85). Andererseits standen die ökonomische Ausbeutung von billigen Arbeitskräften und Rohstoffen, die Bemühungen um kulturelle Überformung sowie vielfältige Gewaltanwendung auf der Tagesordnung. Vor allem aber hatten die Kolonien eine ökonomische Funktion; eine Politik der Wirtschaftslenkung stellte die Nutzung von Rohstoffen und Cash Crops in den Mittelpunkt. Dies führte vielerorts in letzter Konsequenz zu einer verminderten Industrialisierung, während andernorts, wie auf Taiwan, eine gezielte Industrialisierungspolitik zur Unterstützung der Expansionsbestrebungen verfolgt wurde. Hinsichtlich der Repression und in der Gewaltanwendung erwies sich die japanische Fremdherrschaft als „typisch kolonial“ (Heé 2012: 241-51). Dennoch steckte auch eine eigene Vorstellung von Zivilisierungsmission in der japanischen Kolonialpolitik, die auf eine Japanisierung in Bildung und Sprachpolitik hinauslief.

Nach der Konsolidierung des ursprünglichen Kolonialbesitzes in Korea und Taiwan erlebten die 1930er Jahre einen zweiten Schub des japanischen Expansionismus. Einerseits brachten die innenpolitischen



Umwälzungen dieser Zeit, die in zunehmendem Maße die Macht in den Händen nationalkonservativer Eliten und Militärs bündelten, ohne allerdings den Pluralismus in Politik und einflussreichen gesellschaftlichen Kreisen beenden zu können (Krebs 2010: 15-76), kolonial-expansionistische Ziele auf der tagespolitischen Agenda weiter nach vorne. Andererseits befeuerte die zeitgleiche Wirtschaftskrise die Suche nach weiteren Rohstoffquellen. Diese so vorangetriebene geostrategische und ökonomische Expansion kulminierte in den Geschehnissen in Südostasien während des Zweiten Weltkriegs.

Im Grunde befand sich Japan seit 1931 im Kriegszustand (Zöllner 2006: 354). China, der Hauptgegner des imperialen Japan, bekam diesen neuerlichen Schub als Erster zu spüren. Mit Mandschukuo war 1932 ein Marionettenstaat ins Leben gerufen worden, der endgültig ein Einfallstor nach China bieten sollte – und konnte. Das nördliche China zwischen Beijing, Korea und der Mongolei stand nun unter informeller Herrschaft Japans. 1937 beschritt Japan den so gebahnten Weg nach China, als es einen bewaffneten Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke nahe Beijing und der Grenze zu Mandschukuo zum Einmarsch nutzte. Der Zweite Chinesisch-Japanische Krieg, vom Charakter nichts anderes als ein klassischer imperialer Eroberungskrieg, wurde zwar durch den zähen Widerstand der Kommunisten unter Mao und durch die Kriegserklärung der USA an Japan 1941 weder kurzfristig noch endgültig gewonnen, doch stand auch China spätestens seit dem Massaker von Nanjing im Dezember 1937 und der folgenden Einsetzung einer weiteren Marionettenregierung ebenfalls unter informeller Herrschaft Japans.

Die 1940 einsetzende Südexpansion Japans folgte zunächst der inneren Logik des japanischen Kolonialismus und hatte mit den Geschehnissen des Zweiten Weltkrieges ursächlich wenig zu tun. Vielmehr wurde bereits seit rund einem Jahrzehnt unter der Bezeichnung Nanshin eine politische Doktrin diskutiert, die Südostasien als eigene Interessenssphäre ansah (Peattie 1996). Dass man dabei früher oder später mit den USA in Konflikt geraten würde, betrachtete man zunächst als ein Kollateralschaden, dann als eine tollkühne – oder auch verzweifelte – Option, trotz zunehmender Isolation dieses Ziel weiter verfolgen zu können. Letztlich fand sich Japan in einem Teufelskreis wieder.

Der Beginn der neuerlichen Expansion, die mit Zustimmung des Vichy-Regimes in Indochina begann, forderte ein weit reichendes Embargo durch die westlichen Mächte heraus. Um die verlorene Roh-



stoffversorgung insbesondere aus den Vereinigten Staaten auszugleichen, wurde die Expansion nunmehr mit noch größerer Energie vorangetrieben. Nicht ganz unumstritten ist die Bewertung der unmittelbaren Auseinandersetzung mit den USA, eingeläutet durch den Überfall auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941. Ob Ablenkungsmanöver, Druckausübung oder verzweifelte Vorwärtsverteidigung – dieser Militärschlag rückte Japans Expansionismus endgültig in das Blickfeld Europas und Nordamerikas und machte aus dem letzten Kapitel der asiatischen Kolonialgeschichte einen Bestandteil eines bis dahin vorrangig auf europäischem Boden ausgefochtenen globalen Kriegs.

Die Territorien in Südostasien waren also zunächst einmal Kriegsgewinne. Anders als zuvor in Ostasien handelte es sich um Territorien westlicher Kolonialmächte oder, um eine panasiatische Perspektive zu bemühen, um vom europäischen Kolonialismus »befreite« Regionen. Strukturell war jedoch bald die Absicht zu erkennen, sie möglichst umgehend in funktionierende Kolonien umzugestalten. Es führt in die Irre, diese Territorien allein vom radikalen Ende des Zweiten Weltkrieges her zu verstehen, das letztlich nur wenige Jahre japanischer Herrschaft ermöglichte. Vielmehr scheint es erforderlich zu sein, die Zielsetzung der Okkupationsmacht in den Blick zu nehmen. Dann wird deutlich, dass sich die Elemente kolonialer Herrschaft wiederholten. Mehr noch als auf die Bildungspolitik, die in Taiwan und Korea auf eine kulturelle und sprachliche Japanisierung der Jugend abzielte (Tsurumi 1984), trat im Zuge der Südexpansion die ökonomische Mobilisierung, insbesondere von Arbeitskräften, in den Vordergrund (Sato 1994: 154-200).

Aber auch in den erst während des Weltkriegs besetzten Gebieten wurden Schritte unternommen, in der Kulturpolitik den Weg hin zu einer »Nipponisierung« zu ebnen (Akashi 1980: 55-60; Akashi 1991). Die so genannte Kōminka-Bewegung, erprobt in Taiwan und Korea, stellte ein von oben angeordnetes Unternehmen dar, die kolonisierten Völker in kaiserliche Untertanen zu transformieren. Sie diente gleichermaßen einer Intensivierung der Assimilationspolitik und der Mobilisierung in den Kolonien für den Krieg (Wan-yao 1996; Ching 2001). Um die westliche Akkulturation durch eine japanische „Leitkultur“ ersetzen zu können, wurde nicht nur versucht, den Kaiserkult und die „Nationalsprache“ Japanisch als Verkehrssprache einzuführen oder Namensänderungen durchzusetzen, sondern insbesondere junge Männer für den militärischen und administrativen Dienst im japanischen Empire in intellektueller, körperlicher wie spiritueller Hinsicht heranzuziehen.



Diese imperiale Expansion, die an Rücksichtslosigkeit dem westlichen Modell in nichts nachstand, verband Japan allerdings mit einem ideologischen Überbau, der zumindest vorübergehend auch Verbündete in den betroffenen asiatischen Ländern rekrutieren konnte. Dabei entsteht ein ambivalentes Bild: Japan trat wie eine der etablierten westlichen Kolonialmächte auf, tat dies aber mit einer Rhetorik des gemeinsamen asiatischen Widerstands gegen genau diese. Und es geschah in einer Phase – eben dem Zweiten Weltkrieg – in der die europäischen Kolonialmächte geschwächt oder anderwärtig beschäftigt erschienen, die also vielen kolonialisierten Völkern für die endgültige Dekolonisation besonders geeignet erschien. Entsprechend propagierte Japan sein Vorgehen als Gegenmodell zum europäischen Kolonialismus.

Eingebettet wurde diese Vorstellung in die Diskurse um einen Panasianismus, der während der gesamten imperialen Epoche in Japan unter Politikern und Intellektuellen geführt wurde (Weber 2008; Fischer-Tiné 2008; Frey/Spakowsky 2008). Er betonte das gemeinsame „Asiatische“ und ließ den japanischen Kolonialismus gegenüber dem westlichen als die bessere, menschlichere Variante erscheinen. Auch wenn das zivilisatorische Überlegenheitsgefühl der japanischen Imperialisten ebenfalls Bestandteil dieses Diskurses war, begründete es doch, im Unterschied zu den europäischen Kolonialmächten, eine Zivilisierungsmission ohne biologisch-rassistischen Unterbau. Dazu gehörte auch, dass der Islam als eine „asiatische“ Religion darin seinen Platz finden sollte (Aydin 2014).

Die Losung „Asien den Asiaten“ war von Japan schon in den Auseinandersetzungen mit der Sowjetunion ausgegeben worden. Sie stieß in vielen asiatischen Ländern auf Widerhall, sogar in China, wo sie beispielsweise von Sun Yat-sen aufgenommen wurde. Unter den autoritären Regierungen der 1930er Jahre wurde aus dieser Spielart des Panasianismus eine Art Panjapanismus, der eine Neugestaltung Asiens unter der Führung Japans anstrebte. Deren Verwirklichung dienten die Kriegszüge Japans seit 1937, die in letzter Konsequenz die Ausweitung des Zweiten Weltkriegs auf Pazifik und Asien heraufbeschworen, von Japan aber nie als Eintritt in diesen Krieg projiziert worden war. Eigentlich standen die japanischen Besatzer den politischen Eliten in den besetzten Ländern reserviert gegenüber, da sie von nationalen Bewegungen Widerstand gegen die eigenen Dominanzvorstellungen erwartete. Zugeständnisse wurden erst gemacht, als der Krieg gegen die Alliierten Kooperationen mit lokalen Eliten erforderlich



machten, um die Administration vor Ort sicherzustellen (Goto 1996: 275-6).

In Taiwan und Korea war die Kōminka-Bewegung nicht ohne Einfluss geblieben. Insbesondere in Bezug auf die militärische Mobilisierung hatte sie unter der Jugend, die längerfristig unter dem Einfluss dieser Politik stand, einigen Enthusiasmus entfachen können (Wan-yao 1996: 67-8). In Südostasien gestalteten sich die Rahmenbedingungen in der Kriegssituation jedoch anders als in Taiwan und Korea. Zwar wurden auch hier Ansätze der Kōminka angestrebt. Da aber weder ausreichend Zeit noch Ressourcen für eine intensive Assimilationspolitik verfügbar waren, bot sich in den „befreiten“ Gebieten ein anderer Hebel an: Bündnisse mit den nationalen Bewegungen und ihren Führern. Besonders viel versprechend ließ sich diese Option in Indonesien an, speziell auf Java, wo Sukarno ein dauerhaftes Bündnis mit Japan einging (Sato 1994: 36-59; Goto 1996: 279-83; Friend 1988: 90-9).

Während die indonesische Nationalbewegung zur niederländischen Kolonialzeit eher klein und leicht zu unterdrücken gewesen war, erfuhr sie von japanischer Seite Unterstützung, indem die niederländischen Strukturen zerschlagen und eigene Eliten in Spitzenämter gehievt wurden (Vickers 2005: 85, 88-92). Darüber hinaus wurde Massenbewegungen zur Errichtung eines »neuen Java« initiiert, flankiert von politischen Prinzipien, die auf den Aufbau einer Verteidigung, ökonomischen Aufschwung und die Ausrichtung aller gesellschaftlichen Bereiche auf die Erfordernisse des Krieges hinausliefen (Sato 1994: 60-80; Tarling 2004: 131-134; Raben 2009). Letztlich rief Sukarno auf den zuvor geschaffenen Grundlagen, die mehr die Fähigkeit zur Massenmobilisierung als die Möglichkeit der politischen Partizipation beinhalteten, die Unabhängigkeit Indonesiens aus, konnte dies jedoch erst tun, als sein vermeintlicher panasiatischer Schutzherr endgültig kapitulierte hatte.

Auch andere Führer wie Aung San in Burma, Bao Dai in Vietnam oder Norodom Sihanouk in Kambodscha sahen zunächst in den Japanern Bündnispartner. Dank der großen militärischen Erfolge um die Jahrhundertwende gegen das zaristische Russland wurde Japan in Asien vielfach als großes Vorbild im Kampf gegen die europäische Dominanz gesehen, zumal sie unter den Europäern entsprechenden Schrecken auslösten (Linhart 2010: 162-5). Die Art und Weise, wie die japanische Armee nun im Zweiten Weltkrieg die europäischen Kolonialmächte von der Landkarte gefegt hatte, tat ihr Übriges, sorgte aber auch für die Überlegung, dass eine Konfrontation mit den neuen



Herren tunlichst zu vermeiden wäre (Goto 1996: 277-9). Zudem förderte Japan den Aufbau nationaler Bewegungen von eigenen Gnaden in den neuen Kolonien. Der aus Europa zurückkehrende Subhas Chandra Bose wurde auf diese Weise 1943 in Singapur zum Führer einer indischen Exilregierung und der Indian National Army, die jedoch als japanisches Ziehkind im Augenblick der tatsächlichen Unabhängigkeit Indiens keinerlei Rolle mehr spielte.

Die koloniale Wirklichkeit gestaltete sich weitaus banaler als die darin gesetzten Hoffnungen, da sie von anderer Seite längst bekannt war. Japan verfolgte letztlich nichts anderes als die üblichen kolonialen Zielsetzungen. Legitimatorisch waren diese anders konnotiert, praktisch aber kaum anders gelagert als bei den verdrängten Briten, Franzosen oder Niederländern. Das Kernstück der japanischen Pläne war die Großostasiatische Wohlstandssphäre (Herde 2002: 9-13), die aus Japan, China, Korea, Taiwan und Mandschukuo bestehen sollte. Der Rest Asiens sollte zu einer Versorgungs- und Verteidigungssphäre werden, wobei es unterschiedliche Überlegungen zur Zuordnung einzelner südostasiatischer Länder gab. Das Ganze wurde ideologisch untermauert, indem eine Sphäre gemeinsamen Wohlstands frei von westlichem Kolonialismus versprochen wurde. In letzter Konsequenz konnte Japan jedoch nie den Widerspruch aus imperialer Dominanz und panasiatischer Befreiung überwinden.

Die panasiatische Kooperation unter japanischer Ägide blieb angesichts dieser Hintergründe ein kurzes Aufflackern. Denn die nur späte und zögerliche, letztlich vom Kriegsverlauf bedingte Politik der Kooperation mit Befreiungsbewegungen, die unverkennbaren Marionettenregierungen, die Japan in den besetzten Gebieten einrichtete, sowie die Politikansätze, die abermals der Etablierung kolonialer Strukturen diene, ließen das Misstrauen schnell wachsen. Aus vorübergehenden Bündnispartnern wurden schnell Gegner, die gegen jeden Kolonialherrn kämpften, erst gegen die Japaner, dann gegen die zurückkehrenden Europäer. In den schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts kolonisierten Gebieten formierte sich von Anfang an anti-japanischer Widerstand, beispielsweise die Bewegung des 1. März 1919 in Korea, die vor allem Studenten unter dem Banner der Gewaltlosigkeit mobilisierte (Biontino 2011).

China blieb ein steter Unruheherd, da die 1937 errungene militärische Kontrolle nicht landesweit durchgesetzt werden konnten. Und in den südostasiatischen Territorien folgten schnell anti-japanische Bewegungen. So richtete sich in Malaya, wo die Haltung gegenüber Japan



von Anfang an gespalten war, der muslimische Widerstand endgültig gegen alle Usurpatoren von außen (Ahmad 2003: 85-132). Zwar behandelten die Japaner die chinesische Bevölkerungsgruppe wesentlich schlechter als die muslimischen Malayen, denen prinzipiell Aufstiegschancen in der kolonialen Verwaltung offenstehen sollten (Spector 2007: 77-8; Cheah 1980: 89-93). Dennoch mussten sie sich am Ende des Zweiten Weltkrieges nicht nur den rückkehrenden Briten geschlagen geben, sondern vor allem malayischen und chinesischen Widerstandsgruppen. Eine wichtige Rolle spielte dabei auch die kommunistisch dominierte Malayan People's Anti-Japanese Union und ihr bewaffneter Arm, die noch vor dem britischen Einmarsch nicht wenige lokale Administrationen übernehmen konnten (Spector 2007: 78-84; Cheah 1980: 77-8).

In Indonesien wandten sich vor allem die Vertreter der peripheren Inseln gegen die japanischen Besatzer, die sich ganz auf die auf Java ansässige nationale Führung konzentrierten, und ihre regionalen Kollaborateure aus den traditionellen Eliten, die seit 1944 wieder an Einfluss hatten gewinnen können (Vickers 2005: 95, 101-2; Tarling 2004: 132, 42). Schließlich war der Viet Minh in Indochina eine für den bewaffneten Kampf gegen die japanischen Besatzer gegründete Organisation (Marr 1995: 172-84). Wenn der japanische Expansionismus Hoffnungen auf Dekolonisation und Unabhängigkeit genährt hatte, waren diese bereits vor dem Ende des Weltkrieges wieder weitgehend verfliegen.

Italien, Deutsches Reich und die enttäuschten Hoffnungen Indiens

Genauso verfliegen war eine andere Hoffnung auf Unterstützung von außen, auf eine externe Katalysatorwirkung im Kampf um nationale Unabhängigkeit. Hoffnungsträger in diesem Fall waren Faschismus und Nationalsozialismus. Die Hoffnung bestand darin, in den neuen aufstrebenden Mächten in Europa Bündnispartner gewinnen zu können, die in der Lage waren, die Stellung der Kolonialmächte zu schwächen, und die Bereitschaft entwickelten, sich aktiv für eine Dekolonisierung Asiens zu engagieren. Die Achsenmächte erschienen hierfür geradezu prädestiniert zu sein, da sie sich nicht nur in Frontstellung gegen die alliierten Kolonialmächte einten, sondern auch keinerlei imperiale Interessen in Asien zu haben schienen. Die Diskussion um solche Allianzen war vor allem in Indien virulent. Interessanterweise spielte das Bündnis der Achsenmächte mit Japan dabei keine Rolle.



Die Faszination, die für viele Politiker, Aktivisten, Journalisten und Publizisten in Britisch-Indien vom deutschen Nationalsozialismus und italienischen Faschismus ausging, war älter als der Zweite Weltkrieg. Sie beschränkte sich nicht darauf, auf einen Helfer zu hoffen, der Großbritannien soweit schwächen konnte, dass es Indien zwangsläufig in die Unabhängigkeit entlassen musste. Es gab durchaus auch ideologische Verbindungen zwischen deutschem Nationalsozialismus und hinduistischem Nationalismus. Es gab, basierend auf einer sehr selektiven Wahrnehmung, eine breite Zustimmung zu bestimmten Elementen mit Vorbildcharakter – und es gab rein pragmatische Überlegungen zu strategischen Bündnissen. Im Grunde war die Mehrheit unter der politischen Elite Indiens auf der Suche nach Optionen, die für die indische „nation in the making“ förderlich sein konnten.

Dabei entstanden einige konkrete Verbindungen in das faschistische bzw. nationalsozialistische Europa. Die bestehenden Wege der wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen ermöglichten den Austausch von Personen und Ideen, schließlich war ein Bildungsaustausch mit Indien in Deutschland noch vor der Machtergreifung etabliert worden und in Italien bereits während des faschistischen Regimes (Framke 2013: 53-80). Gegenseitige Besuche wie die Indienreise von Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht 1939 oder die Begegnungen Rabindranath Tagore und Mahatma Gandhis mit Mussolini 1926 bzw. 1931 (Kuhlmann 2003: 67-9, 81-7) trugen das ihre dazu bei – von Subhash Chandra Boses Aufenthalt im Deutschen Reich nach seiner Flucht ins Exil 1941 ganz zu schweigen.

Es waren vor allem die Wirtschaftsplanung und Arbeitslosenpolitik, die das Deutsche Reich in Indien als Vorbild erscheinen ließ (Framke 2013: 179-236). In einem engen Zusammenhang damit standen die straffe Strukturierung des politischen Systems und das Führerprinzip. Insbesondere die Vorstellung der Nation als organischer Körper fand zahlreiche Sympathisanten (Delfs 2008: 109-14). Hier schien sich eine Alternative zum britischen Parlamentarismus und der damit verbundenen liberalen Wirtschaftsordnung anzubieten, die als System der Kolonialherren diskreditiert waren. Auch der Bildung und Ertüchtigung der Jugend bis hin zur paramilitärischen Ausbildung wurde Vorbildcharakter zugeschrieben (Framke 2013: 81-116; Delfs 2008: 115-22). Als „moderne“ Bewegungen erschienen Faschismus und Nationalsozialismus geeignet, Indien auf dem Weg aus der „Rückständigkeit“ weiterzuhelfen.



Daneben sympathisierten viele mit den Geschlechterrollen der neuen europäischen Ideologien, beinhalteten sie doch die Ablehnung jeglicher „feministischer“ Strömungen, die in Indien dezidiert als typisch „westlich“ verstanden wurden (Delfs 2008: 122-31). Die Politik sollte eine männliche Domäne bleiben. Bei einigen Denkern und Politikern findet sich sogar eine Auseinandersetzung mit dem Rassegedanken (Framke 2013: 117-38; Delfs 2008: 106-9). Eine Anwendung auf die indischen Minderheiten bei gleichzeitiger Betonung, selbst zu den Ariern zu gehören, erschien manchen durchaus denkbar, auch wenn rassistische Ideen nie zum Leitgedanken in Indien wurden, insbesondere nicht die rassenbiologische Komponente, die schon auf Grund der eigenen Betroffenheit von der Mehrheit der Diskursteilnehmer zurückgewiesen wurde. Dennoch machten sich solche Einflüsse in der Abgrenzung hinduistischer Nationalisten gegenüber Muslimen und Christen bemerkbar.

Im Krieg war es dann vor allem die strategische Option, die diskutiert wurde. Der bekannteste Protagonist dürfte Subhash Chandra Bose gewesen sein, der in den Jahren seines Exils vielfache Versuche unternahm, ein engeres Bündnis zwischen dem Nationalsozialismus und dem indischen Nationalismus zu schmieden (Kuhlmann 2003; Hauner 1981: 237-258, 357-376). Eigentlich entstammte er dem sozialistischen Flügel des Indian National Congress und war ein enger Weggefährte Jawaharlal Nehrus. Er teilte aber nicht dessen grundsätzliche Ablehnung des Nationalsozialismus, sondern sah in ihm recht pragmatisch einen potenziellen Bündnispartner. Rechtsradikales bzw. rassistisches Gedankengut lässt sich bei Bose jedoch nicht feststellen. Dank seiner guten Kontakte nach Deutschland und Österreich, wo er 1937 geheiratet hatte und wohin er 1941 ins Exil ging, stellt er jedoch einen Sonderfall dar. Obwohl ein Kritiker der Rassengesetze, wurde er in Deutschland sogar so weit aktiv, dass er mit der Indischen Legion aus Kriegsgefangenen eine Hilfstruppe für das Deutsche Reich aufbaute. Diese kam allerdings nur in Europa und auch nur gegen Ende des Krieges an der Front zum Einsatz.

Letztlich lösten sich die mit den Achsenmächten verbundenen Hoffnungen in Luft auf. Hitler entwickelte trotz der Bemühungen Boses keinerlei Interesse an Indien, geschweige denn an seiner Unabhängigkeit, und verfolgte völlig anderer Kriegsziele. Dies hat Milan Hauner zu der Interpretation verleitet, dass Hitler, besoffen von den Erfolgen in den Blitzkriegen, die Chance verpasste, die sich ihm bei einer Allianz mit den antikolonialen Bewegungen geboten hätte (Hauner 1981: 620-631). Ob dies aber je eine realistische Chance



gewesen war, darf bezweifelt werden – und zwar nicht nur, weil Bose tatsächlich eher als überzeugter Einzelkämpfer denn als Abgesandter der indischen Nationalbewegung agierte.

Denn auch die Wertschätzung von indischer Seite kühlte ab. Hitlers abfällige Äußerungen über Inder und indische Nationalisten, die er in *Mein Kampf* als „asiatische Gaukler“ bezeichnete und denen er 1936 in einer Rede zum Jubiläum des Nationalsozialistischen Studentenbundes jegliche Eigenständigkeit absprach, wurden schließlich auch in Asien bekannt (Framke 2013: 120; Kuhlmann 2003: 54-5; Hauner 1981: 26-34), noch bevor Hitler es 1942 rundheraus ablehnte, die indische Unabhängigkeitserklärung zu unterstützen (Hauner 1981: 479-93). Und dass Mussolinis Italien sich mit dem Abessinien-Feldzug am Ende doch in die Riege der Kolonialmächte einreichte, blieb natürlich ebenfalls nicht verborgen (Framke 2013: 240-57). Der Mythos jedoch, dass Indien seine Unabhängigkeit eher Hitler als Gandhi zu verdanken habe, hält sich nach wie vor hartnäckig (z.B. Kumar 2008: 17-22).

Katalyse und Radikalisierung I – Nationalismus

Die Katalysatorwirkung des Zweiten Weltkriegs kam also letztlich nicht von außen. Es waren die Prozesse im Inneren der kolonisierten Staaten, die befeuert wurden. Diese gingen über die vermeintliche Grenze des Weltkriegendes zumeist hinweg. Und sie rückten die längst bestehenden, von der Auseinandersetzung mit Japan allenfalls noch entschlosseneren Nationalbewegungen in den Mittelpunkt.

Mit der japanischen Aggression war den asiatischen Nationalisten die panasiatische Alternative abhandengekommen. Der Nationalismus innerhalb der Kolonialimperien gewann nun an Schwungkraft. Die Entwicklungen während des Weltkriegs hatten dafür gesorgt, dass die Nationalbewegungen auf sich allein gestellt blieben. Dies hatte unter anderem auch Radikalisierungstendenzen zur Folge. In Korea wurde die Widerstandsbewegung durch die Neutralität der internationalen Gemeinschaft zu einem nachgerade „völkischen“ Nationalismus gedrängt (Biontino 2011: 637-8). In Britisch-Indien entwickelte der Hindu-Nationalismus in seiner Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Ideologie ähnliche Tendenzen. Doch bei beiden handelt es sich um Formen eines „modernen“ anti-kolonialen Widerstands, die von anderen, „traditionellen“ Widerstandsformen klar zu unterscheiden sind. Sie konnten sich überhaupt erst in aktiver Auseinandersetzung mit dem Westen entwickeln, wobei nicht unbedingt an erster Stelle an bewaffnete Auseinandersetzungen zu denken ist.



Die hier als „traditionell“ apostrophierten Widerstandsformen hatten ihren Kern im Abwehrkampf der bestehenden Eliten, die ihren Besitzstand verteidigten – unabhängig davon, in welchem Umfang sie breite Bevölkerungsschichten für ihren Widerstand rekrutieren konnten. Die Abwehr gegen die britischen Eindringlinge führte in Indien immer wieder zu lokalem Aufruhr, die ihren regional übergreifenden Höhepunkt 1857 in der Great Rebellion fand. In Indochina begegnete die französische Eroberung seit den 1850er Jahren einheimischem Widerstand, der freilich spätestens 1905 untergegangen war. Danach fanden sich die verbliebenen Widerstandsführer aus den alten Eliten im chinesischen und japanischen Exil wieder. Im Malaiischen Archipel prägten mehrere große anti-koloniale Kriege während des 19. Jahrhunderts die Geschichte der niederländischen Expansion: der vorrangig von muslimischen Minangkabau getragene Padri-Krieg auf Sumatra 1803-37, der Java-Krieg 1825-30 und schließlich der langwierige Aceh-Krieg 1873-1903. All diese Widerstandsformen wiesen kaum ideologische Innovationskraft auf, waren vorrangig konservativ und auf Bewahrung ausgerichtet. Eine Ausnahme scheint die Rolle des Islam darzustellen, dem eine Brückenfunktion zum „modernen“ Widerstand zugeschrieben werden kann, worauf zurückzukommen sein wird.

183

Diejenigen Widerstandsformen, die hier als „modern“ bezeichnet werden, sind ganz aus dem kolonialen Kontext zu verstehen. Sie kamen zunächst weitaus weniger gewaltsam einher. Angeführt wurden sie von Persönlichkeiten, die im kolonialen Kontext politisch sozialisiert wurden, sei es in den Kolonien oder – beispielsweise durch ein Studium – im kolonialen Zentrum selbst. Diese neuen Eliten konstituierten Wege, auf denen westliche Gedankengebäude, allen voran der Nationalismus, aber auch der Kommunismus, in den Osten finden konnten – begleitet von politischem und militärischem Praxiswissen. Aus dieser intellektuellen Auseinandersetzung entwickelten sich die nationalen Ideologien der asiatischen Bewegungen. Die Errungenschaften der europäischen Moderne wurden nun gegen das Europa des Kolonialismus gewendet.

Diese neue Phase wurde zunächst durch Institutionalisierungsprozesse geprägt. In British-Indien sind vor allem die Gründung des Indian National Congress 1885 und die Kampagnen der Non-Cooperation (1919-22) und der Civil Disobedience (1929-30) Mahatma Gandhis als wesentliche Meilensteine zu nennen. In Französisch-Indochina entstanden nach dem Ersten Weltkrieg kommunistische Gruppen, die sich 1930 in der KP unter Ho Chi Minh vereinten. Und in



Niederlands-Indië bildeten sich seit den 1910er Jahren moderne, europäisch geprägte Parteien oder Organisationen, nicht zuletzt dank der Ethischen Politiek der niederländischen Kolonialadministration seit Beginn des 20. Jahrhunderts (Wedema 1998). 1927 schließlich wurde Sukarnos Perserikatan Nasional Indonesia gegründet.

Nationalismus und Kommunismus waren die neuen Ideologien, die aus dem intellektuellen Portfolio der Kolonialmächte übernommen, aber für die jeweiligen regionalen Verhältnisse adaptiert wurden. Es entstanden keine Plagiate, sondern eigenständige Entwicklungen, angestoßen jedoch durch die koloniale Situation und das darin transportierte westliche Gedankengut. Hinzu kam der Islam in der schon erwähnten Brückensituation. Auch die verschiedenen islamischen Strömungen der Zeit entwickelten sich in aktiver Auseinandersetzung mit westlichem Gedankengut, blieben jedoch ein genuin nicht-westliches Phänomen. Leider stellt dessen Rolle im Dekolonisationsprozess in weiten Bereichen noch immer ein Forschungsdesiderat dar.

In den Schulbüchern endet der Zweite Weltkrieg mit den Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Dies bezieht sich aber nur auf den Krieg mit Japan, das daraufhin endgültig kapitulieren musste. Gewalt und kriegerische Auseinandersetzungen waren jedoch noch lange nicht zu Ende (Spector 2007). Hintergrund ist das Aufeinandertreffen zweier diametral entgegengesetzter Vorstellungen: Einerseits gingen die (ehemaligen) Kolonialmächte davon aus, dass mit der Niederlage der Okkupationsmacht Japan die Vorkriegszustände wieder hergestellt wären. Das war auch unter den Siegern so vereinbart; man glaubte also einfach zurückkehren zu können. Andererseits gingen die Befreiungsbewegungen davon aus, dass nun endgültig das Ende des Kolonialismus gekommen sei – was zur unmittelbaren Einforderung oder auch Ausrufung der Unabhängigkeit führte. Die Folge war bewaffnete Gegenwehr, auf welche die zurückkehrenden Kolonialmächte stießen. Der Zweite Weltkrieg mündete vielerorts in Asien mehr oder weniger nahtlos in einen Dekolonisationskrieg.

Das beste Beispiel hierfür bietet Indonesien (Vickers 2005: 87-116; Herde 2002: 95-122). Die Kooperation Sukarnos mit der japanischen Besatzungsmacht ermöglichte bereits 1943 eine erste Unabhängigkeitserklärung, die jedoch wirkungslos blieb, da sich die Japaner durch sie nicht vom Aufbau kolonialer Strukturen abhalten ließen. Die ursprünglichen Hoffnungen, die auf die japanischen „Befreier“ gesetzt worden waren, erfüllten sich nicht, auch wenn die Führung der Nationalbewegung hier länger daran festhielt als in anderen annek-



tierten Kolonien. Dennoch entstanden auch hier Ansätze bewaffneten Widerstands, der nach der Unabhängigkeitserklärung von 1945 virulent blieb. Denn die Niederlande erkannten die Unabhängigkeit Indonesiens nicht an und ließen, nach einer vorübergehenden britischen Besatzung zur Vorbereitung der schrittweisen niederländischen Rückkehr, im März 1947 ein Abkommen über eine Niederländisch-Indische Union scheitern. Damit setzten die so genannten „Polizeiaktionen“ ein, die bis 1949 in einen tatsächlichen Unabhängigkeitskrieg mündeten.

Die bewaffneten Teile der Nationalbewegung konnten in diesem Krieg nicht wieder in die Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt werden. Die Niederlande scheiterten sowohl an der für Kolonialmächte typischen Unterrepräsentanz, wodurch sie ihre militärtechnische Überlegenheit im Guerillakrieg nicht zum Tragen bringen konnte, als auch an der Weltöffentlichkeit. Vor allem unter amerikanischem Druck erkannten die Niederlande im Dezember 1949 schließlich die Republik Indonesien an. Dennoch blieb der niederländische Einfluss zunächst so groß, dass der Prozess der Dekolonisation von indonesischer Seite erst mit der Annexion von Irian Jaya 1962-3 und der vorausgegangenen Zerschlagung noch bestehender (post-)kolonialer Wirtschaftsstrukturen als abgeschlossen betrachtet wurde (Frey 2002: 403-13).

Man mag mit einigem Recht darin nicht nur den Schlusspunkt des Kolonialzeitalters in Indonesien sehen, sondern auch das Ende des hier betrachteten Zeitraums. Indonesien steht aber auch für eine andere Geschichte in diesem Zusammenhang. Während oder unmittelbar nach Ende des Unabhängigkeitskrieges sah sich die junge Republik regionalen Separationsbestrebungen gegenüber. So fanden sich die Molukken, die sich in der von den Niederlanden angestrebten Indonesischen Föderation eine eigenständige Rolle erhofft hatten, an der Seite der Kolonialmacht und damit auf der Verliererseite wieder (Chauvel 1990). Und so flackerte, nachdem in der Republik die Vorstellungen islamischer Führer nur bedingt verwirklicht wurden, in Aceh der traditionsreiche Widerstand gegen alle Okkupationsmächte, einschließlich des indonesischen Staates, wieder auf (Aspinall 2009).

Der sogenannte „communalism“ feierte in Indonesien fröhliche Urstände, will man einen in Britisch-Indien geprägten Begriff verallgemeinernd aufnehmen. Hier wurde dieser Begriff zumeist auf Auseinandersetzung zwischen Muslimen und Hindus bezogen, deren Ursachen unterschiedliche Interpretationen hervorgerufen haben (Rao 2003). Doch lässt er sich als Beschreibung spezifischer struktureller Verwerfungen durchaus sinnvoll generalisieren. Verstanden als „Ideologie, die



aus einer religiösen, kulturellen oder sozialen Gemeinschaft eine ökonomische und politische Ganzheit konstruiert, die sich maßgeblich über die Abgrenzung zu einem Anderen bestimmt“ und die meist in „Auseinandersetzung, Hass und Feindschaft zwischen Angehörigen verschiedener Religionen [...], aber auch zwischen Zugehörigen verschiedener Kasten oder anderer sozialer Gruppen“ zum Ausdruck kommt (Schiessl 2013: 8), stellt der Kommunalismus ein verbreitetes Phänomen der jüngeren asiatischen Geschichte dar.

Obwohl Parallelen zur Nation als „imagined community“ (Anderson 1983) nicht zu übersehen sind, handelt es sich doch um einen Gegenentwurf zur Nation, indem andere, kleinere, vermeintlich homogenere Entitäten in den Mittelpunkt gestellt werden. Die Fixierung des modernen Nationalismus auf Grenzen führte beinahe zwangsläufig zur Adaption der kolonialen Grenzziehungen – und in einem zweiten Schritt zum Aufbegehren von „communal“ Bewegungen. Am Ende siegte in Asien mehrheitlich der auf die neuen Nationen bezogene Nationalismus, wobei diese so neu nicht waren, gingen sie doch aus den Kolonien hervor und perpetuierten weitaus mehr als nur ihre formalen Grenzen. Nicht selten bedurfte es blutiger Auseinandersetzungen, bis sich der postkoloniale Nationalstaat gegen in diesem Sinne „communal“ Unabhängigkeitsbestrebungen auf territorial niedrigeren Ebenen durchgesetzt hatte – sei es durch die langwierige Niederwerfung regionaler Unabhängigkeitsbewegungen wie in Aceh auf Sumatra, sei es durch die unverhohlene Aufforderung zur Emigration, wie es mit der Unabhängigkeit Britisch-Indiens 1947 die Muslime erlebten.

Britisch-Indien war insofern eine Ausnahme, als dass die Kolonialmacht einerseits nicht von den Japanern vertrieben worden war und andererseits wenig Neigung verspürte, die Kolonie nach dem Weltkrieg unter allen Umständen zu halten. Indien wurde von Großbritannien sehr schnell in die Unabhängigkeit entlassen; die Notwendigkeit eines Befreiungskriegs, der sich dem Weltkriegsgeschehen angeschlossen hätte, ergab sich für die indische Nationalbewegung daher nicht mehr. Dennoch erlebte das Land im Innern ebenfalls gewaltsame Auseinandersetzungen. Der Trennung der ehemaligen Kronkolonie in die beiden unabhängigen Staaten Indien und Pakistan war während des Weltkriegs die Formierung einer aus „communal“ Tendenzen entstandenen und muslimisch begründeten Kampagne vorausgegangen (Gilmartin 1988: 189-224), die nun die jeweilige „Nationalbewegung“ überformte und schließlich dominierte. Praktisch war diese Teilung nach Kriegsende überhaupt nicht vorbereitet worden; die Grenzziehung führte zu Flucht, Vertreibung und Gewalt. In Indien mündete



der Zweite Weltkrieg daher in bürgerkriegsähnliche Zustände, die zwar relativ bald eingedämmt waren, aber teilweise bis heute virulent sind, wie beispielsweise im Kaschmir beobachtet werden kann.

Auch in den anderen britischen Kolonien ging die Dekolonisation, dank der innenpolitischen Lage im Vereinigten Königreich, vergleichsweise schnell vonstatten, aber keineswegs immer gewaltfrei. In Burma hatte die japanische Marionettenregierung kurz vor Kriegsende noch die Seiten gewechselt und erlebte das Kriegsende als Alliiertes der eigenen Kolonialmacht, die wieder die Herrschaft übernahm. Populär war jedoch die Anti-Fascist People's Freedom League unter Bogyoke Aung San, an dem die Briten letztlich nicht vorbeikamen, zumal die einheimischen Eliten schon lange größere Partizipationsmöglichkeiten hatten als anderswo im kolonisierten Asien und bereits unter japanischer Herrschaft zumindest eine formale Unabhängigkeit erreicht hatten (Tarling 2004: 99, 122-5; Taylor 1980). Aung San wurde im September 1946 faktisch zum Regierungschef, im Juli 1947 allerdings noch vor der Unabhängigkeit am 4. Januar 1948 ermordet. Religiös motivierte Widerstandsgruppen hielten die Republik daraufhin in Atem und trugen das Ihre dazu bei, dass ab 1962 verschiedene Militärregimes als Garanten für Ruhe und Ordnung die Macht an sich rissen.

187

Malaysia, das 1942 japanisch besetzt und im Laufe von 1945 von den Alliierten zurückerobert worden war, erlangte seine endgültige Unabhängigkeit erst am 31. August 1957, obwohl die Föderation Malaya bereits am 1. Februar 1948 gegründet worden war. Diese erste, von den Briten vorangetriebene Staatsgründung provozierte jedoch vor allem kommunistischen Widerstand und damit einen Bürgerkrieg, an dem die alte Kolonialmacht nicht mehr als solche beteiligt, aber als Befürworter der Föderation und Gegner des Kommunismus dennoch Partei war. Bei den asiatischen Beteiligten ging es jedoch nicht um eine Frontstellung des aufziehenden Kalten Krieges, sondern um die Ausgestaltung der Unabhängigkeit und um religiös motivierte und so begründete Separatinteressen.

Das langatmigste Nachspiel des Zweiten Weltkriegs lieferten die Franzosen in Indochina, die den großen Knall, den dieser in Asien auslöste, offenbar am schlechtesten vernahmen. Zwar hatten die japanischen Truppen erst im März 1945 die formale Kontrolle über die Kolonie erlangt, doch wurden die französischen Kolonialherren schon seit 1940 zurückgedrängt, einerseits durch den wachsenden japanischen Einfluss und andererseits durch zunehmende Aktionen des antikolonialen Widerstands. Der vietnamesische Nationalismus hatte



im Vergleich zu anderen südostasiatischen Bewegungen besonders starke Wurzeln und bereits in den 1930er Jahren größere Aufstände initiieren können. In Auseinandersetzung mit China hatte sich über die Jahrhunderte ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt; die repressive französische Kolonialpolitik und eine überdurchschnittliche Breitenwirkung der Kommunisten taten ein Übriges (Frey 2005: 21-2; Marr 1980). So konnte der Viet Minh im August 1945 kurzfristig die wichtigsten Städte übernehmen und Ho Chi Minh am 2. September 1945 die Unabhängigkeit ausrufen.

Das Abkommen vom März 1946, das in der Region eine Union Française etablieren sollte, konterkarierten die Franzosen selbst, als sie im Dezember 1946 begannen, die kommunistischen Viet Minh militärisch zu bekämpfen. Die Folge war ein lang anhaltender Guerillakrieg, der mit der Schlacht von Dien Bien Phu 1954 den französischen Kolonialismus beendete. Die darauf folgende Indochina-Konferenz teilte Vietnam auf. Die ehemalige japanische Marionettenregierung mit Kaiser Bao Dai an der Spitze und nun mit Premierminister Ngo Dinh Diem an den Schalthebeln blieb im Süden an der Macht. Der Indochinakonflikt war dadurch einerseits ein Dekolonisierungskonflikt, andererseits führt er durch die Teilung in einen kommunistischen und einen anti-kommunistischen Staat geradewegs in den Kalten Krieg. Hierüber gerieten die Vereinigten Staaten in Vietnam in die letzten Auseinandersetzungen der Dekolonisationskriege und führten diese nahtlos in die Stellvertreterkriege der neuen Epoche über. Nicht zufällig wird dieser in der Region als „Amerikanischer Krieg“ bezeichnet (Frey 2005: 19).

Der Kommunismus blieb in der hier betrachteten Phase eine abgeleitete Größe. Zwar handelte es sich um eine Alternative, die über partikulare Nationalismen hinauswies, indem sie internationale Solidarität versprach. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren war diese jedoch vornehmlich rhetorischer Natur. Der eine Hoffnungsträger, die Sowjetunion, winkte zunächst nur am Horizont, während sich der andere, China, noch im Aufbruch befand. Zwar fanden viele Kommunisten aus Südostasien Zuflucht in der Sowjetunion, aber intensivere Bemühungen dieser Seite entwickelten sich erst im Verlauf des Kalten Kriegs (Boden 2006). Die größte Unterstützung erfuhren kommunistische Widerstandsgruppen weniger von der Sowjetunion oder China, sondern vornehmlich von der lokalen Bevölkerung.

In der Theorie waren Nation und Staat in kommunistischer Lesart bourgeoise Konzepte, in der Praxis jedoch blieb die Nation der Bezugs-



rahmen von Kommunisten im Widerstand. Insofern mag Nicholas Tarling mit seiner Feststellung Recht haben: „Communism was a help to nationalist movements, but also a hinderance.“ (Tarling 2004: 89) Nicht zuletzt stellte der Kommunismus auch ein Problem für die internationale Akzeptanz unabhängiger Staaten dar. So wurde in Burma nicht zuletzt deshalb relativ schnell eine auch von Großbritannien anerkannte Regierung installiert, weil diese zuvor mit den kommunistischen Gruppen gebrochen hatte (ebd.: 147). Eine Kooperation mit den Nationalbewegungen erschien der entzauberten Kolonialmacht nun grundsätzlich als sinnvoll, wenn sie geeignet war, diese von Moskau fernzuhalten (Füredi 1994: 268). Lediglich Korea machte unmittelbar nach dem Ende des Weltkriegs Erfahrung mit den neuen Gegensätzen. Grundsätzlich aber blieb der asiatische Kommunismus stets nationalistisch konnotiert. Im Rahmen nationaler Unabhängigkeitsbewegungen übernahmen Kommunisten nicht selten eine führende Rolle, wie die Beispiele Vietnam (Pike 1978: 15-71) oder Malaysia, wo die Ablehnung der von Großbritannien geplanten Föderation durch lokale Führer neue Einfallstore für Kommunisten schuf (Tarling 2004: 148), zeigen.

Katalyse und Radikalisierung II – Islam

Die verschiedenen Nationalismen waren also nach außen jeweils mit der ehemaligen Kolonialmacht und nach innen mit separatistischen oder religiös motivierten Bestrebungen beschäftigt und blieben so in erster Linie auf das eigene Zentrum fokussiert. Und der Kommunismus war noch nicht vollends zu einer blockbildenden Ideologie aufgestiegen. Insofern war es der Islam, der zumindest in einigen Gesellschaften Süd- und Südostasiens als das einzig mögliche einigende Band erschien.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wandelte sich der Panislamismus von einer Ideologie der eigenen Stärke und Befreiung, die vornehmlich durch das Osmanische Reich propagiert und mit politischer, weitaus weniger aber mit finanzieller oder militärischer Hilfe unterfüttert wurde, hin zur Grundlage für ein islamisches Bewusstsein, das deutlich enger an regionale Strukturen gebunden war (Landau 1994). Ursächlich hierfür, so die noch immer maßgebliche Interpretation von Jacob Landau, war das Ausscheiden des Osmanischen Reichs aus der politischen Landschaft nach dessen Zerschlagung nach dem Ersten Weltkrieg und die damit einhergehende Verlagerung des panislamischen Schwerpunkts nach



Britisch-Indien, wo der religiöse Anteil am Panislamismus höher gewertet wurde als der politische. Ein dezidiertes Panislamismus war vornehmlich das Ideal einer grenzüberschreitenden Solidarität basierend auf der Idee der muslimischen Bruderschaft und blieb letztlich ein rein diskursives Phänomen, zumal auch der Versuch, den Islam in einen japanischen Panasianismus zu integrieren, wirkungslos blieb.

Entsprechend war auf einer grenzübergreifenden Ebene weitaus weniger islamische Aktivität im Kontext der Dekolonisierung zu erkennen als auf denjenigen darunter. Dort, insbesondere unterhalb der staatlichen Ebene, erweist sich die Situation als interessanter, aber gleichermaßen auch als undurchsichtiger. Die Auseinandersetzung islamischer Denker mit den Herausforderungen der europäischen Dominanz spätestens seit dem 19. Jahrhundert hatte nicht nur Reformideen hervorgebracht, sondern auch Netzwerke quer durch die islamische Welt gesponnen, die grundsätzlich ebenfalls panislamischen Anspruch hatten, jedoch sehr unterschiedliche Denkrichtungen über weite Strecken verbreiteten. Aber nicht nur die Dynamik muslimischer Netzwerke unterstützte die Verbreitung von Erneuerungsbewegungen, die aus westlicher Perspektive gerne als Formen der Radikalisierung verstanden wurden (und werden). Auch der Kolonialismus trug dazu bei, dass solche Richtungen an verschiedenen Orten großen Einfluss gewinnen konnten, indem die alten Eliten verdrängt oder diskreditiert wurden. In die Lücken konnten lokale Vertreter eines wie auch immer gearteten Reformislams stoßen und Keimzellen des islamischen Anteils am Widerstand und der dann erfolgreichen Dekolonisation errichten. So wurde der Islam sowohl seitens der Japaner als auch der Bewegung Sarekat Islam als einigendes Band für ein zukünftiges Indonesien verstanden (Tarling 2004: 109-10, 131). Die japanische Besatzungsmacht bemühte sich, unter diesem Banner verschiedene politische Gruppen zusammenzuführen, und die Sarekat Islam stieg zu einer Massenbewegung auf.

Gerade in dem malaiisch-indonesischen Raum hatten sich eigenständige islamische Denkweisen etabliert (Riddell 2001; Laffan 2003; Milner 1995: 167-92). Während des Widerstandes gegen die Kolonialmächte wandelte sich hier die religiöse Grundausrichtung von einer Prädominanz des Sufismus zu einem Reformislam, der als Reaktion auf westliche Einflüsse die Rückbesinnung auf die Schriften und das Vorbild der Altvorderen diskutierte, aber auch nationale oder ethnische Konnotationen entwickelte. Vor allem im 19. Jahrhundert spielten Kontakte in die arabische Welt, nach Mekka, Kairo oder in den jemenitischen Hadhramaut, eine Ideen gebende Rolle; im 20. Jahrhundert war der



islamische Diskurs in Malaya und Indonesien zunehmend regional geprägt.

Ohne die Vielschichtigkeit der islamischen Strömungen in diesem Zusammenhang nivellieren zu wollen, kann doch festgehalten werden, dass islamische Gruppen und Organisationen im nationalen und anti-kolonialen Widerstand sehr aktiv waren, teilweise auf der Grundlage einer längeren Tradition. Häufig waren sie in die Nationalbewegungen integriert. Entweder waren sie Bestandteil der erreichten Unabhängigkeit wie Mohammad Hatta in Indonesien oder sie traten als Abspaltung in Erscheinung wie Muhammad Ali Jinnah in Indien. Teilweise handelte es sich um zunächst eigenständige anti-koloniale Strömung aus panislamischen Wurzeln wie die Khilafat-Bewegung in Indien (Qureshi 1999), teilweise um den Kern religiös motivierter und begründeter Bewegungen, die zugleich anti-kolonial und separatistisch waren, wie der schon angesprochene Widerstand im indonesischen Aceh.

Die Rolle des Islam war ebenso vielfältig wie seine Erscheinungsformen im hier angesprochenen Kontext. Freilich kann von einer Islamisierung des Widerstands sowohl auf Grund der kulturellen Heterogenität in Süd- und Südostasien als auch auf Grund der Dominanz säkularer Ideen kaum gesprochen werden. Näher liegt die Vermutung, dass die Umstände des Zweiten Weltkriegs in Asien und der Dekolonisationsprozesse vielerorts eine Politisierung des Islam hervorgerufen haben, vielleicht auch eine Radikalisierung des Religiösen. Die Religion wurde in den betroffenen muslimischen Gesellschaften das Eigene empfunden, das die britischen und französischen, die niederländischen und japanischen Kolonialherren nicht hatten diskreditieren können, da sie es entweder nicht zu assimilieren verstanden oder gleich ganz ablehnten. Es erscheint daher naheliegend, dass die Religion vor diesem Hintergrund identitätsstiftend und legitimatorisch wirkte. Ob deshalb von einer Radikalisierung des Islam gesprochen werden kann, die bereits vor dem Jihad gegen den großen Teufel USA einsetzte, die ihre Wurzeln im Anti-Kolonialismus, im Zweiten Weltkrieg hatte, sei dahingestellt. Es kann jedoch nicht übersehen werden, dass die Katalysatorwirkung des Zweiten Krieges gerade auch auf den Islam als nicht-westliches, nicht-koloniales Konstrukt einwirkte.

Schlusswort

Eine „Stunde Null“ wie in Europa hat es in Asien nach der Kapitulation Japans nicht gegeben. Der Zweite Weltkrieg bedeutete einen Kulmi-



nationspunkt des alten Regimes, der Auseinandersetzung von Kolonialmächten um die Vorherrschaft, bei der als spezifische Besonderheit Japan als „Newcomer“ vorübergehend die Oberhand gewinnen konnte. Als diese besondere Situation überwunden war, endete zwar aus europäischer Sicht der Weltkrieg, aus asiatischer Perspektive jedoch noch lange nicht die darin ausgefochtenen Kämpfe. Genauso wenig, wie er mit dem deutschen Einmarsch in Polen oder dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour begonnen hatte.

Die Weltkriege werden von Historikern aller Denkschulen gerne als „globales Phänomen“ gesehen. Entsprechend wird der Zweite Weltkrieg Krieg in Asien als Teil eines „globalen Flächenbrands“ eingeordnet. Dies ist nicht falsch, aber auch nicht der Kern des asiatischen Zweiten Weltkriegs. Die globalen Verflechtungen ändern nichts daran, dass auch auf den Ebenen darunter Dynamiken relevant wurden. Zweifels- ohne liegen globale Verflechtungen vor, doch die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs für Asien erschließt sich nur, wenn man die spezifisch asiatischen Zusammenhänge genauer betrachtet. Das Denken in Flächenbrand-Kategorien und reinen Kriegsdynamiken ist dabei wenig zielführend. Darüber hinaus sollten Historiker_innen wegen zu beobachtender globaler Verflechtungen nicht die Synchronisierung der Geschichte vornehmen. Zwar ist der asiatische Zweite Weltkrieg mit den Ereignissen in Europa verknüpft, doch eigentlich wird hier ein viel älterer, langfristig wirkender Konflikt ausgefochten. Der wiederum ist ebenfalls mit historischen Entwicklungen in Europa verbunden, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen.

Im Zweiten Weltkrieg selbst wurde der Gegensatz zwischen der japanischen Kolonialideologie und den verschiedenen Nationalismen zu einem entscheidenden neuen Kristallisationspunkt. Japans panasiatische Befreiung entpuppte sich letztlich als Kolonialismus, die regionalen Nationalismen wurden auf sich selbst konzentriert. Insgesamt stießen somit drei Prozesse aufeinander: die Schwächung der westlichen Kolonialmächte, die Diskreditierung der japanischen Vormacht und die Selbststärkung der Nationalbewegungen. Alle drei Prozesse waren auf das Engste miteinander verwoben und machen die hier angesprochene Katalysatorwirkung aus.

Eine Katalysatorwirkung, die auch eine Radikalisierung im Sinne größerer Gewaltbereitschaft bedingte: Der Viet Minh war eine Gründung gegen die japanische Infiltration von Indochina. Kommunistische Gruppen bewaffneten sich nicht zuletzt in Auseinandersetzung mit dem japanischen Kaiserreich. Und indische Intellektuelle suchten Waffenbrüder in Europa. Angesichts solcher Beobachtungen könnte pointiert



formuliert werden, dass es vor allem der japanische Expansionismus war, der Teile der nationalistischen Dekolonisationsbewegungen zu größerer Gewaltbereitschaft führte.

All diese hier angestellten Überlegungen sind bewusst plakativ vorgetragen. Die unüberschaubare Fülle des empirischen Materials macht dies genauso unabdingbar wie der Versuch, eine bestimmte Perspektive zu formulieren. Da ein Einzelner die Geschichte eines ganzen Kontinents im 20. Jahrhundert im Detail nicht beherrschen kann und da, wie gelegentlich angeklungen, noch das eine oder andere Forschungsdesiderat den Argumentationsgang säumt, soll an dieser Stelle kein höherer Anspruch erhoben werden als einen Debattenbeitrag geliefert zu haben, der dazu einlädt, bei dem einen oder anderen Zusammenhang die Perspektive zu überdenken. Der Einspruch von Regionalspezialisten sei daher bewusst in Kauf genommen. Insofern sei das Gesagte abschließend in fünf Thesen noch einmal zusammengefasst:

(1) Der Zweite Weltkrieg ist in Asien strukturell anders zu betrachten als in Europa, da er in die längerfristige Geschichte des asiatischen Kolonialismus einzuordnen ist.

(2) Dem Zweiten Weltkrieg kommt in Asien die Rolle eines Katalysators im Hinblick auf den Dekolonisationsprozess zu, indem er das bestehende Kolonialsystem diskreditierte und die ideologische Ausrichtung der Dekolonisationsbewegungen fokussierte.

(3) Diese Fokussierung war das Resultat aus dem Zusammenspiel des Scheiterns von Hoffnungen auf alternative Unterstützung aus dem Osten (Japan) sowie nicht-koloniale Unterstützung aus dem Westen (Deutsches Reich, Italien) auf der einen Seite und der Auseinandersetzung mit der westlichen Moderne auf der anderen Seite.

(4) Die Fokussierung auf einen in letzter Konsequenz isolationistischen Nationalismus bedeutet nicht die Negation übergreifender Konzepte oder grenzüberschreitender Netzwerke, war für den Staatswerdungsprozess in der Dekolonisation aber entscheidend und schuf eine von mehreren Ebenen, die zusammen die asiatische Realität ergeben.

(5) Die Entwicklungen führten trotz verschiedener integrativer Potenziale in Politik und Religion tendenziell zu partikularistischen, mitunter auch „communal“ Lösungen der Dekolonisationsfrage.



Endnoten

¹ Büschel, Hubertus. 2010. Geschichte der Entwicklungspolitik, Version 1.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.02.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Entwicklungspolitik?oldid=106421.

Bibliografie

Ahmad, Abu Talib. 2003. *Malay-Muslims, Islam and the Rising Sun, 1941-1945* (MBRAS Monograph, 34). Kuala Lumpur: Malaysian Branch of the Royal Asiatic Society.

Akashi, Yoji. 1980. The Japanese Occupation of Malaya. Interruption or Transformation? In: Alfred W. McCoy, (Hg.). *Southeast Asia under Japanese Occupation*. New Haven: Yale University Southeast Asia Studies, S. 54-74.

Akashi, Yoji. 1991. Japanese Cultural Policy in Malaya and Singapore, 1942-45. In: Grant K. Goodman, (Hg.). *Japanese Cultural Policies in Southeast Asia during World War 2*. Houndmills: Macmillan, S. 117-72.

194

Aspinall, Edward. 2009. *Islam and Nation. Separatist Rebellion in Aceh Indonesia*. Stanford: Stanford University Press.

Aydin, Cemil. 2014. Islam and the European Empires in Japanese Imperial Thought. In: David Motadel, (Hg.). *Islam and the European Empires*. Oxford: Oxford University Press, S. 287-302.

Biontino, Juljan. 2011. Koreas Kampf um die Unabhängigkeit von Japan. Von den Anfängen bis zur Bewegung vom 1. März 1919. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 59, S. 621-40.

Boden, Ragnar. 2006. *Die Grenzen der Weltmacht. Sowjetische Indonesienpolitik von Stalin bis Breznev* (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 72). Stuttgart: Steiner.

Chauvel, Richard. 1990. *Nationalists, Soldiers and Separatists. The Ambonese Islands from Colonialism to Revolt, 1880-1950* (Verhandlungen van het Koninklijk Instituut voor Taal-, Land- en Volkenkunde, 143). Leiden: KITLV Press.

Ching, Leo T. S. 2001. *Becoming »Japanese«. Colonial Taiwan and the Politics of Identity Formation*. Berkeley: University of California Press.



- Cheah Boon Kheng. 1980. The Social Impact of the Japanese Occupation of Malaya (1942-1945). In: Alfred W. McCoy, (Hg.). *Southeast Asia under Japanese Occupation*. New Haven: Yale University Southeast Asia Studies, S. 75-103.
- Delfs, Tobias. 2008. *Hindu-Nationalismus und europäischer Faschismus. Vergleich, Transfer- und Beziehungsgeschichte* (Bonner Asienstudien, 8). Hamburg-Schenefeld: EB-Verlag.
- Fischer-Tiné, Harald. 2008. "The Cult of Asianism". Asiendiskurse in Indien zwischen Nationalismus und Internationalismus (ca. 1885-1955). *Comparativ*, 18 (6), S. 16-33.
- Framke, Maria. 2013. *Delhi – Rom – Berlin. Die indische Wahrnehmung von Faschismus und Nationalsozialismus 1922-1939* (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, 21). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Frey, Marc. 2002. Drei Wege zur Unabhängigkeit. Die Dekolonisierung in Indochina, Indonesien und Malaya nach 1945. *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 50, S. 399-433.
- Frey, Marc. 2005. Das Scheitern des »begrenzten Krieges«. Vietnamkrieg und Indochinakonflikt. *Zeithistorische Forschungen*, 2, S. 17-34.
- Frey, Marc/Spakowski, Nicola. 2008. Einleitung: Asianismen seit dem 19. Jahrhundert. „Asien“ als Gegenstand nationaler und transnationaler Diskurse und Praktiken. *Comparativ*, 18 (6), S. 7-15.
- Friend, Theodore. 1988. *The Blue Eyed Enemy. Japan against the West in Java and Luzon, 1942-1945*. Princeton: Princeton University Press.
- Füredi, Frank. 1994. *Colonial Wars and the Politics of Third World Nationalism*. London: Tauris.
- Gann, Lewis H. 1996. Reflections on the Japanese and German Empires of World War II. In: Peter Duus, Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Wartime Empire, 1931-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 335-62.
- Gilmartin, David. 1988. *Empire and Islam. Punjab and the Making of Pakistan*. Berkeley: University of California Press.
- Goto, Kenichi. 1991. "Bright Legacy" or "Abortive Flower". Indonesian Students in Japan during World War 2. In: Grant K. Goodman,



(Hg.). *Japanese Cultural Policies in Southeast Asia during World War 2*. Houndmills: Macmillan, S. 7-35.

Goto, Kenichi 1996. Cooperation, Submission, and Resistance of Indigenous Elites of Southeast Asia in the Wartime Empire. In: Peter Duus, Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Wartime Empire, 1931-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 274-301.

Gouda, Frances. 1995. *Dutch Culture Overseas. Colonial Practice in the Netherlands Indies, 1900-1942*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Hauner, Milan. 1981. *India in Axis Strategy. Germany, Japan, and Indian Nationalists in the Second World War* (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, 7). Stuttgart: Klett-Cotta.

Heé, Nadin. 2012. *Imperiales Wissen und koloniale Gewalt. Japans Herrschaft in Taiwan 1895-1945* (Globalgeschichte, 11). Frankfurt am Main: Campus.

Herde, Peter. 2002. *Großostasiatische Wohlstandssphäre. Die japanische Besatzungspolitik auf den Philippinen und in Indonesien im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen* (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, 39.4). Stuttgart: Steiner.

Krämer, Hans Martin 2005. Faschismus in Japan. Anmerkungen zu einem für den internationalen Vergleich tauglichen Faschismusbegriff. *Sozial.Geschichte*, 2, S. 6-32.

Krebs, Gerhard. 2010. *Japan im Pazifischen Krieg. Herrschaftssystem, politische Willensbildung und Friedenssuche* (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, 46). München: Iudicium.

Kuhlmann, Jan. 2003. *Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte*. Berlin: Schiler.

Kumar, Susmit. 2008. *The Modernization of Islam and the Creation of a Multipolar World Order*. Charleston: Booksurge.

Laffan, Michael F. 2003. *Islamic Nationhood and Colonial Indonesia. The Umma below the Winds*. London: Routledge.



- Landau, Jacob M. 1994. *The Politics of Pan-Islam. Ideology and Organization*. Oxford: Clarendon Press.
- Linhart, Sepp. 2010. Ein halbes Jahrhundert Imperialismus. Japan. In: Walther L. Bernecker & Hans W. Tobler, (Hg.). *Die Welt im 20. Jahrhundert bis 1945* (Globalgeschichte, 7). Wien: Mandelbaum, S. 158-91.
- Marr, David G. 1980. World War II and the Vietnamese Revolution. In: Alfred W. McCoy, (Hg.). *Southeast Asia under Japanese Occupation*. New Haven: Yale University Southeast Asia Studies, S. 104-31.
- Marr, David G. 1995. *Vietnam 1945. The Quest for Power*. Berkeley: University of California Press.
- Milner, Anthony C. 1995. *The Invention of Politics in Colonial Malaya. Contesting Nationalism and Expansion of the Public Sphere*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Peattie, Mark R. 1984. Japanese Attitudes toward Colonialism, 1895-1945. In: Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Colonial Empire, 1895-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 80-127.
- Peattie, Mark R. 1996. Nanshin. The "South Advance", 1931-1941, as a Prelude of the Japanese Occupation of Southeast Asia. In: Peter Duus, Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Wartime Empire, 1931-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 189-242.
- Pekar, Thomas. 2008. Held und Samurai. Zu den ideologischen Beziehungen zwischen Japan und Nazi-Deutschland. *Archiv für Kulturgeschichte*, 90, S. 437-48.
- Pike, Douglas. 1978. *History of Vietnamese Communism, 1925-1976* (Hoover Institution Publication, 189). Stanford: Hoover Institution Press.
- Qureshi, Muhammad N. 1999. *Pan-Islam in British Indian Politics. A Study of the Khilafat Movement, 1918-1924* (Social, Economic and Political Studies of the Middle East and Asia, 66). Leiden: Brill.
- Raben, Remco. 2009. De Tweede Werel Oorlog in Indonesië als een geschiedenis van beweging en begrenzing. *Tijdschrift voor Geschiedenis*, 122, S. 476-91.



- Rao, Ursula. 2003. *Kommunalismus in Indien. Eine Darstellung der wissenschaftlichen Diskussion über Hindu-Muslim-Konflikte* (Südasienswissenschaftliche Arbeitsblätter, 4). Halle/Saale: Institut für Indologie und Südasienswissenschaft, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Riddell, Peter G. 2001. *Islam and the Malay Indonesian World. Transmission and Responses*. London: Hurst.
- Sato, Shigeru. 1994. *War, Nationalism and Peasants. Java under Japanese Occupation 1942-1945* (Southeast Asian Publication Series, 26). Armonk/N.Y.: M. E. Sharpe.
- Schiessl, Franziska. 2013. *Kommunalismus, Hindunationalismus und Widerstand. Auf den Spuren der Hindunationalisten und der Suche nach Widerstand* (Thought Factory, 7). Berlin, Delhi: Rosa Luxemburg Stiftung, Centre for International Co-Operation.
- Spector, Ronald H. 2007. *In the Ruins of Empire. The Japanese Surrender and the Battle for Postwar Asia*. New York: Random House.
- Tarling, Nicholas. 2004. *Nationalism in Southeast Asia. "If the People are with us"* (Routledge Curzon Studies in the Modern History of Asia, 26). London: Routledge-Curzon.
- Taylor, Robert H. 1980. Burma in the Anti-Fascist War. In: Alfred W. McCoy, (Hg.). *Southeast Asia under Japanese Occupation*. New Haven: Yale University Southeast Asia Studies, S. 132-57.
- Tsurumi, E. Patricia. 1984. Colonial Education in Korea and Taiwan. In: Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Colonial Empire, 1895-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 275-311.
- Vickers, Adrian. 2005. *A History of Modern Indonesia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wan-yao, Chou. 1996. The Kominka Movement in Taiwan and Korea. Comparisons and Interpretations. In: Peter Duus, Ramon H. Myers & Mark R. Peattie, (Hg.). *The Japanese Wartime Empire, 1931-1945*. Princeton: Princeton University Press, S. 40-68.
- Weber, Torsten. 2008. „Unter dem Banner des Asianismus“. Transnationale Dimensionen des japanischen Asianismus-Diskurses der Taisho-Zeit (1912-1926). *Comparativ*, 18 (6), S. 34-52.



Wedema, Steven. 1998. *„Ethiek“ und Macht. Die niederländisch-indische Kolonialverwaltung und indonesische Emanzipationsbestrebungen 1901-1927* (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, 71). Stuttgart: Steiner.

Zöllner, Reinhard. 2006. *Geschichte Japans. Von 1800 bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh.